

Konstruktivistische Aspekte der Phänomenologie und phänomenologische Aspekte des Konstruktivismus

Insa Sparrer

Während die lösungsfokussierte Kurztherapie (solution focused therapy/SFT) von Steve de Shazer und seinem Team allgemein als eine systemisch-konstruktivistische Methode angesehen wird, sieht sich die Aufstellungsarbeit als ein systemisch-phänomenologischer Ansatz, dem von den Vertretern der konstruktivistischen Sektion das Prädikat „systemisch“ jedoch häufig abgesprochen wird. Dabei bleibt unbeachtet, dass beide Ansätze sowohl phänomenologische wie auch konstruktivistische Aspekte aufweisen. So gegensätzlich beide Ansätze zunächst erscheinen mögen, weist doch gerade die jeweilige philosophische Basis beider Methoden innere Zusammenhänge auf, wie ich im Folgenden etwas ausführlicher darlegen werde. Dabei verwende ich die SFT als Beispiel für ein systemisch-konstruktivistisches Verfahren, und als Beispiel für einen phänomenologisch-konstruktivistischen Ansatz die Systemischen Strukturaufstellungen (SySt), die ich gemeinsam mit Matthias Varga von Kibéd entwickelt habe (Varga von Kibéd und Sparrer 2000). Die SySt stellen eine Übertragung der Aufstellungsarbeit auf andere (außerfamiliäre) Systeme dar.

1. In welcher Hinsicht sind die lösungsfokussierte Kurztherapie und die Systemischen Strukturaufstellungen systemische Methoden?

Wenn wir das Prädikat „systemisch“ betrachten, sehen wir es nicht als Eigenschaft von Systemelementen, sondern fragen eher danach, warum in Bezug auf welche Aspekte etwas *systemischer* sei als das andere. Wir sagen also nicht von (einer Methode, einer Intervention, einer Betrachtungsweise ...) X „X ist systemisch“, sondern höchstens „X ist hinsichtlich A systemischer als Y hinsichtlich A“, wobei X und Y Methoden (Interventionen, Betrachtungsweisen usw.) sind und A ein Teilaspekt ist, der sowohl in X wie in Y vorkommt. Sind X und Y Methoden, Therapieformen o. Ä., so könnte A eine Methode sein, die in beiden verwendet wird, oder ein Symptom, mit dessen Behand-

lung beide Therapieformen sich befassen. Sind X und Y Betrachtungsweisen, so könnte A ein Verhaltensmuster sein, auf das sich beide anwenden lassen, usw. Welcher Ansatz der systemischere ist, hängt weniger von der Methode ab als vielmehr von der Art und Weise, *wie* sie angewendet wird. Systemischer als eine andere Methode ist eine Methode dann, wenn in ihr

- mehr Kontexte berücksichtigt werden,
- die Beobachterperspektive durchgehender nicht als absolut gegeben angesehen wird,
- mehr Perspektiven in Betracht gezogen und
- unter ihrem Einfluss in höherem Maße Unterschiede anstelle von Eigenschaften fokussiert werden und
- vermehrt, anstelle der Zuschreibung von Eigenschaften, der Interaktionsbegriff als Grundlage verwendet wird.

Aus unserer¹ Sicht ist der Begriff des Systemischen als ein komparativer Begriff, genauer als ein Aspektwechselprädikat (nach M. Varga von Kibéd), gegeben, und es wäre unsystemisch, den Begriff „systemisch“ als eine bloße Eigenschaft von Systemelementen zu verwenden. Statt dessen können wir versuchen, die Anwendung einer Methode nach dem Ausmaß des Vorliegens systemischer Züge zu skalieren und sie auf dieser Skala der Einschätzung von „systemisch“ mit anderen Methoden vergleichen. Wir können hier verstehen, was „systemischer“ bedeutet, ohne wissen zu müssen, was „systemisch“ heißt. In diesem Sinne ist der Begriff des Systemischen von seiner Funktion kein Prädikat für Theorien, Therapieformen usw., sondern eher ein komparativer Begriff, ein Aspektwechselprädikat, das den Übergang zu einer Sichtweise charakterisiert, die stärker von Einzelpersonen sowie Eigenschaften absieht und statt dessen Interaktionen bzw. Interaktionseigenschaften und -invarianzen, unterschiedliche Perspektiven sowie Kontexte betrachtet.

Bei den *Systemischen Strukturaufstellungen (SySt)* werden Interaktionen der RepräsentantInnen beobachtet und die RepräsentantInnen nach Empfindungsunterschieden zwischen den einzelnen Aufstellungsbildern befragt. Je mehr wir nach Unterschieden fragen anstelle nach „absoluten Werten“, desto unabhängiger werden wir

¹ Wenn im Folgenden „wir“ oder „unser“ verwendet wird, sind damit die Autorin und M. Varga von Kibéd gemeint.

von Deutungen. Wir vernachlässigen also selbst noch so interessant klingende farbige Mitteilungen über Empfindungsqualitäten zugunsten von Mitteilungen über die Veränderungsrichtung. Auf die Mitteilung „Ich stehe jetzt viel schwerer auf dem Boden“ kann daher die Frage „Und ist das für Sie besser, schlechter, so wie zuvor oder einfach ‚schwerer‘?“ folgen. Die Richtung der Veränderung dient als Maßstab für Verbesserung und Verschlechterung. Bei den Familienaufstellungen dagegen werden die RepräsentantInnen nach ihrem jeweiligen Befinden befragt und dieses wird zum Teil Familienangehörigen und Situationen zugeordnet. Daher sind in Bezug auf die Befragung der RepräsentantInnen die SySt systemischer als die Familienaufstellungen.

Zu den Systemischen Strukturaufstellungen gehören jeweils auch die verschiedenen Perspektiven der anwesenden beteiligten und beobachtenden Personen sowie der nicht anwesenden wichtigen Kontaktpersonen der Klientin oder der nicht anwesenden Personen, von deren Meinung über Aufstellungen die Klientin beeinflusst werden kann. Dementsprechend unterscheiden wir sieben interne (darunter die des Therapeuten) und sechs externe Perspektiven, die möglichst alle bei einer Aufstellung zu berücksichtigen sind. Das Aufstellungsgeschehen ist also höchst komplex, und sein Kontext gehört mit zur Aufstellung.

Die Skalierungsmethode der lösungsfokussierten Kurztherapie (SFT) nützt Veränderungen als Messinstrument; in der Wunderfrage werden die veränderten Interaktionen der Klientin mit ihrer Umwelt eruiert. Situationen werden unter dem Interaktionsaspekt betrachtet, mit zirkulären Fragen die vermuteten Perspektiven möglichst vieler Beteiligten erfasst und anstelle von Eigenschaften die Verhaltensweisen der beteiligten Personen untersucht. Der Therapeut wird als zum beobachteten System zugehörig betrachtet. Es gibt keinen objektiven Außenstandpunkt, d. h., es wird kein letztendlich gültiger Kontext festgelegt.

Beide Methoden, die SySt und die SFT, berücksichtigen also alle fünf oben angegebenen Kriterien für „systemischer“ mehr als die gängigen Aufstellungsmethoden, die Satir'sche Arbeit usw. Das stellt natürlich kein Werturteil dar: Es wäre nämlich unsystemisch anzunehmen, dass weniger systemische Vorgehensweisen nicht manchmal nützlicher sein könnten.

2.1 Was Konstruktivismus und Phänomenologie verbindet

Was sind nun die Unterschiede zwischen den systemisch-phänomenologischen und den systemisch-konstruktivistischen Methoden? Aus meiner Sicht handelt es sich dabei nur um einen Unterschied in der didaktischen Betonung, nicht um einen grundsätzlichen Unterschied. Die Aufstellungsarbeit kann auch als konstruktivistischer Prozess gesehen werden, und es ist sogar möglich, die SFT als eine phänomenologische Methode zu betrachten (Näheres im Folgenden). Dabei haben die SySt mehr konstruktivistische Elemente als etwa die Familienaufstellungen. Dies kommt daher, dass bei den SySt

- die Unterschiede gegenüber den nicht komparativen Empfindungsäußerungen stärker betont werden,
- syntaktischer gearbeitet und
- eine größere Anzahl von internen und externen Perspektiven berücksichtigt wird.

Beide Methoden, die phänomenologische und die konstruktivistische, gehen aus von der **Beeinflussung des Wahrgenommenen im Wahrnehmungsprozess** durch den Wahrnehmenden. Beide Richtungen sind sich der Tatsache bewusst, dass wir die ontologische Wirklichkeit nicht direkt erkennen können; in diesem Sinne können beide Haltungen als konstruktivistisch aufgefasst werden. Wenn wir das Absolute, die Welt an sich, nicht fassen können, wie können wir dann zu Objektivität gelangen und wie ist es möglich, Fortschritt zu erkennen? Beide Richtungen geben darauf unterschiedliche Antworten.

Zunächst werde ich einen Weg von der Phänomenologie zum Konstruktivismus aufzeigen, um Bindeglieder und Gemeinsamkeiten zwischen beiden Methoden zu verdeutlichen. Ich stelle dar, inwiefern die phänomenologische Methode als ein Dekonstruktionsprozess verstanden werden kann und Wittgensteins Ansatz als operative Phänomenologie zur Schaffung einer Verbindung zwischen Phänomenologie und Konstruktivismus geeignet ist. Zwei weitere wichtige Bindeglieder zwischen Konstruktivismus und Phänomenologie finden wir in der Nicht-Beliebigkeit der Konstruktionen und der Rolle der subjektiven Perspektive beim Heilungsvorgang.

2.2 Die phänomenologische Methode als Dekonstruktionsprozess

Die Phänomenologie versucht, durch unterschiedliche Formen der Reduktion das Wahrgenommene von Vorurteilen, subjektiven Erfahrungen, Kulturellem, Geschichtlichem, gelerntem Wissen und Nicht-Denknotwendigem zu reinigen und dabei sogar von der Existenz des Wahrgenommenen abzusehen, um zum reinen, intentional auf einen Gegenstand gerichteten Bewusstseinsakt zu gelangen. Es geht hier gewissermaßen um einen Dekonstruktionsprozess, die Dekonstruktion des Wahrgenommenen, um zum Ichpol des reinen Bewusstseinsstroms zu gelangen. Diesen nennt Husserl das transzendente Ich.

Steve de Shazer steht Derrida näher als dem Konstruktivismus. Die lösungsfokussierte Vorgehensweise kann als eine Dekonstruktion negativer Haltungen und problematisierender Sichtweisen aufgefasst werden, um zu dem zu kommen, was sich zeigt. Mithilfe der Wunderfrage wird dann gewissermaßen wieder etwas Neues aufgebaut. Das Neue kann jedoch nicht auf beliebige Weise „konstruiert“ werden, sondern steht in einer Beziehung zu dem, was bereits gegeben ist, bzw. muss dieses Gegebene berücksichtigen. Die Art und Weise, in der das Gegebene berücksichtigt wird, weist darauf hin, was gegeben ist. Wir haben hier also beide Aspekte, „die Konstruktion“ und „das Gegebene“, in Verbindung zueinander.

2.3 Wittgensteins Ansatz als operative Phänomenologie

In Wittgensteins Begriff der Form können wir ein Pendant zu einem Aspekt des transzendentalen Ich bei Husserl finden. Das transzendente Ich bei Husserl bezeichnet eine Möglichkeitsstruktur und generiert eine Aktivität in der Zeit. Wittgenstein (1989) unterscheidet Form und Struktur, wobei die Form die Möglichkeit der Struktur ist (*Tractatus* 2.033). Wenn wir die Perspektive des reinen Bewusstseinsflusses als Möglichkeit der Struktur deuten, so können wir von hier aus die Welt konstituieren. Auf „die Möglichkeit“ eines Aspekts vom „Wesen der Welt“ weist Wittgenstein hin, wenn er im *Tractatus* 3.3421 schreibt:

„Eine besondere Bezeichnungsweise mag unwichtig sein, aber wichtig ist es immer, dass diese eine *mögliche* Bezeichnungsweise ist. Und so verhält es sich in der Philosophie überhaupt: Das Einzelne erweist

sich immer wieder als unwichtig, aber die Möglichkeit jedes Einzelnen gibt uns einen Aufschluss über das Wesen der Welt.“

Der Unmittelbarkeit der Wesensschau bei Husserl entspricht bei Wittgenstein die Unmittelbarkeit der Sprachhandlung, wenn auch Husserl den Prozess dorthin vom Subjekt aus beschreibt und Wittgenstein mit seiner Sprachspieltheorie einen Interaktionsbegriff zugrunde legt. So bezeichnet Wuchterl (1999) Wittgenstein als operativen Phänomenologen, da bei ihm die letzte Gewissheit durch eine Handlung erlangt wird. Wittgensteins Begriff des Zeigens hat operativen Charakter. Wir gelangen zu Evidenz durch die Möglichkeit des Zeigens. Diese Art von nichtsprachlichen Hinweisen finden wir fortwährend in Aufstellungen: Das Wesentliche zeigt sich in ihnen. Jede Interpretation nimmt dem, was sich zeigt, etwas, und „wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“ (*Tractatus* 6.54).

In *Tractatus* 3.343 heißt es:

„Definitionen sind Regeln der Übersetzung von einer Sprache in eine andere. Jede richtige Zeichensprache muss sich in jede andere nach solchen Regeln übersetzen lassen: Dies ist, was sie alle gemeinsam haben.“

In der Möglichkeit einer solchen Übersetzbarkeit zeigt sich die Richtigkeit der Annahme einer Gemeinsamkeit. Die grammatischen Regeln, die sich in der Verwendung der Sprache zeigen, können nach Wittgenstein nicht als ein „Etwas“ gesehen werden, sondern als ein Umstand, der sich zeigt: Regeln zeigen sich, indem sie befolgt werden. Sie sind nicht als Entitäten unabhängig davon da. Nach Wittgenstein äußern sich Regeln in ihrer Anwendung:

„... dass es eine Auffassung einer Regel gibt, die *nicht* eine *Deutung* ist; sondern sich, von Fall zu Fall der Anwendung, in dem äußert, was wir ‚der Regel folgen‘, und was wir ‚ihr entgegenhandeln‘, nennen“ (Wittgenstein 1989a, PU 201).

Regeln beziehen sich auf eine Gemeinschaft, in der sie gemeinsam befolgt werden:

„Darum ist ‚der Regel folgen‘ eine Praxis. Und der Regel zu folgen *glauben* ist nicht: der Regel folgen. Und darum kann man nicht der Regel ‚privatim‘ folgen, weil sonst der Regel zu folgen *glauben* dasselbe wäre, wie der Regel folgen“ (PU 202).

Und Regeln sind nicht als Ursache einer Handlung zu verstehen:

„Wie kann ich einer Regel folgen? – wenn das nicht eine Frage nach den Ursachen ist, so ist es eine nach der Rechtfertigung dafür, dass ich *so* nach ihr handle“ (PU 217).

Das Wesen von etwas als einen Umstand, der sich zeigt, zu betrachten, war wohl nicht Husserls Intention, doch ist es meines Erachtens hier nicht abwegig, eine solche Sichtweise einzunehmen.

Diese Art der Gegenüberstellung von einem „Wesen“ und „etwas, das sich zeigt“ kann mit einem Klappbild verglichen werden, bei dem nicht entschieden werden kann, welche Sichtweise die richtige ist, und bei dem beide Sichtweisen abwechselnd eingenommen werden können.

Versuchen Sie bei folgendem Klappbild, der berühmten Hasenente von Wittgenstein, beide Bilder nacheinander zu sehen:

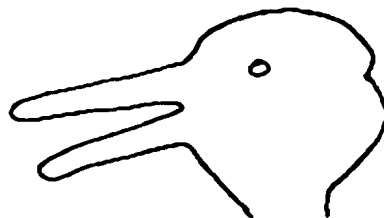


Abb.: Hasenente von Wittgenstein

Dies gelingt, wenn Sie bei diesem Bild einmal links den Schnabel fokussieren und danach die Einkerbung rechts am Hinterkopf der Ente.

Versuchen Sie nun, beide Bilder ganz schnell sich abwechseln zu lassen. Welchen Eindruck gewinnen Sie?

Peter Molzberger führte an der Bundeswehrhochschule in München Experimente mit Studenten durch, in denen diese aufgefordert wur-

den, Klappbilder innerlich ganz schnell wechseln zu lassen. Die Studenten berichteten von neuen Qualitäten, die auftraten:

Bewegung,
Farben,
Töne.

In diesem Experiment zum Wechsel des Aspektsehens taucht etwas Neues auf, das eine Form von „Beides“ (im Sinne des Tetralemmas) darstellt. Hase und Ente sind zueinander komplementär, es kann entweder das eine oder das andere gesehen werden, indem wir die Hasenente betrachten. Durch das Einnehmen einer Perspektive sehen wir das eine oder das andere. Lassen wir die Bilder schnell hin und her changieren, dann gewinnen wir plötzlich einen neuen Eindruck. Es fragt sich, zu was wir gelangen, wenn wir zwischen

- der Sicht als Wesen und der Sicht des Sich-Zeigens,
- Eigenschaft und Interaktion sowie
- Konstitution und Operation

abwechseln. Zu was führt uns hier die Perspektive „Beides“?

Kehren wir wieder zur Phänomenologie zurück. Bei Husserl klingt durchaus auch manchmal etwas an, das Wittgensteins Begriff „die Form der Darstellung“ verwandt ist, etwa an folgender Stelle:

„... dass es eigentlich gar keinen Sinn (hat), von den Sachen zu sprechen, die einfach da sind und eben nur geschaut werden brauchen, sondern dieses ‚einfach dasein‘ das sind gewisse Erlebnisse von spezifischer und wechselnder Struktur, als da ist Wahrnehmung, Phantasie, Erinnerung, Prädikation usw., und in ihnen sind nicht die Sachen etwa wie in einer Hülse oder einem Gefäß, sondern in ihnen konstituieren sich die Sachen, die reell in ihnen gar nicht zu finden sind. ‚Gegebensein der Sachen‘, das ist sich so und so in solchen Phänomenen *darstellen* (vorgestellt sein)“ (Husserl 1950 S. 12).

Gegebensein der Gegenstände bei Husserl ist „sich so und so in solchen Phänomenen darstellen (vorgestellt sein)“, während es bei Wittgenstein „in einer Form der Darstellung als Teil eines Bildes

gegeben sein“ heißen könnte. Man kann die in der Wesensschau vollzogene Objektkonstitution als Gesetz auffassen, das die Grenzen der Möglichkeiten festlegt. Der Begriff „darstellen“ betont eher einen ruhenden Zustand, der Begriff „Form der Darstellung“ bezeichnet ein Ergebnis einer Handlung und gibt damit einen Hinweis auf vollzogene Handlungen.

Wenn wir den Konstitutionsbegriff auf diese Weise weiterführen und Husserls Begriff des transzendentalen Ich auffassen als die Möglichkeitsstruktur des Seins, lässt sich eine Verbindung zum Konstruktivismus aufzeigen, nämlich in der Nicht-Beliebigkeit der Konstruktionen.

2.4 Die Nicht-Beliebigkeit der Konstruktionen

In der systemischen Ausbildung ist es ein gängiges Vorgehen, zu Demonstrationszwecken eine Familiensituation zu simulieren, indem Gruppenteilnehmern Rollen (wie Mutter, Vater und Kinder) zugewiesen werden. Die RollenspielerInnen scheinen zunächst beliebig interagieren zu können, aber bereits nach der Rollenverteilung und erst recht nach den ersten miteinander in der Rolle gewechselten Worten wird das, was sie sagen, empfinden und wie sie reagieren können, eingeschränkt. Die anfängliche Beliebigkeit der Handlungsmöglichkeiten geht verloren. Die RollenspielerInnen reagieren auf das bereits Gesagte und Getane. Über einen analogen Zusammenhang im Rahmen der Logik spricht Wittgenstein in seinem Tractatus:

„An unseren Notationen ist zwar etwas willkürlich, aber *das* ist nicht willkürlich: Dass, *wenn* wir etwas willkürlich bestimmt haben, dann etwas anderes der Fall sein muss“ (*Tractatus* 3.342).

Bei den Familienaufstellungen haben wir es auch mit dieser Art von Konstruktion und Nicht-Beliebigkeit zu tun. Die anfängliche Freiheit in den möglichen Empfindungen bei den RepräsentantInnen verringert sich zunehmend mit der Rollenzuweisung und dem Prozess des Aufstellens, mithilfe dessen der momentane Platz im Familiensystem dargestellt wird. Da Rollen- und Platzzuweisungen von der Klientin vorgenommen werden, sagt die Aufstellung auch etwas über ihre Sichtweise aus. Selbstverständlich folgt daraus nicht, dass eine Aufstellung in jeder Hinsicht die Beziehungen des dargestellten

Systems objektiv darstellt, und gerade dies ist es, was häufig in Familienaufstellungen hineininterpretiert wird.

3. Die subjektive Perspektive beim Heilungsvorgang

Wir haben es mit subjektiven Perspektiven zu tun, und unser Ziel ist es ja auch, subjektives Leiden zu mildern. Durch therapeutische Methoden ändern sich zunächst nicht die Tatsachen der Welt, sondern die Art und Weise, *wie* wir sie wahrnehmen. Eine gewisse Parallele dazu findet sich bei Wittgenstein:

„Wenn das gute und böse Wollen die Welt ändert, so kann es nur die Grenzen der Welt ändern, nicht die Tatsachen; nicht das, was durch die Sprache ausgedrückt werden kann (*Tractatus* 6.43).

Es geht bei Fragen der Heilung nicht darum, wie Dinge an sich sind, sondern mehr darum, wie sie uns erscheinen und welche Haltung wir ihnen gegenüber einnehmen. Folgende jüdische Lehrgeschichte² mag das verdeutlichen:

Ein Familienvater kommt zum Rabbi und klagt, dass seine Stube zu eng geworden sei und ob er ihm einen Rat geben könne. Nach langem Nachdenken antwortet der Rabbi: „Sag doch, wer wohnt in der Stub' mit dir?“ – „Ich und mein Weib, mein alter Vater und meine Schwiegermutter und meine fünf Kinder, das sind zusammen neun.“ – „Gut“, sagt der Rabbi, „der Fehler ist, dass ihr zu wenig seid. Wer wohnt noch in deinem Haus?“ Der Mann antwortet: „Unsere Magd, die melkt die Kuh, und dann gibt es noch zwei Ziegen.“ „Nimm die alle mit in deine Stub' und komm in einer Woche wieder her.“ Der Familienvater versteht das zwar nicht, aber da der Rabbi es sagt, wird es schon stimmen.

Nach einer Woche kommt der Familienvater wieder, und der Rabbi begrüßt ihn mit der Frage: „Nu, is es besser geworden?“ Da beginnt der Mann bitterlich zu klagen, und der Rabbi entgegnet ihm: „Tu raus die Kuh aus deiner Stub' und lass sie wohnen im Stall. Und komm' in einer Woche wieder.“

„Nu, wie is es jetzt?“, forscht der Rabbi eine Woche später. „Etwas besser is es schon.“ – „Siehste, nu geh nach Haus und tu raus

² Nach Singer 1999, S. 129

die zwei Ziegen aus deiner Stub'. Und komm in einer Woche wieder.“

Als es dem Mann nach der folgenden Woche noch viel besser geht, fordert ihn der Rabbi auf, auch die Magd wieder aus seiner Stube zu entlassen.

In der darauf folgenden Woche kommt der Mann mit verklärt strahlendem Gesicht: „Rebbe, Rebbe“, ruft er, „was seid Ihr für ein weiser, heiliger Mann, dass Ihr mir habt geholfen! Spaß, is' meine Stub' jetzt ein Vergnügen!“

4. Verträglichkeit von phänomenologischer Methode und konstruktivistischer Sicht: Gegenüberstellung einiger wichtiger Begriffe

Nachdem ich einzelne Bindeglieder zwischen Phänomenologie und Konstruktivismus dargestellt habe, greife ich nun zentrale Begriffe beider Methoden auf und zeige Analogien zwischen ihnen auf.

4.1 Epoché und Neutralität

Von der Aufstellungsarbeit, insbesondere den Familienaufstellungen, wird häufig fälschlicherweise angenommen, sie könnten nur manipulativ durchgeführt und normativ aufgefasst werden. Damit wird jedoch die Methode verkannt, das, was die Aufstellungen uns zeigen können, missverstanden und die Dynamiken, die sich im Bild zeigen, als Regeln missgedeutet. Gerade, wenn die Aufstellungsarbeit phänomenologisch aufgefasst werden soll, werden die soeben genannten Auffassungen damit zurückgewiesen (was nicht heißt, dass Aufstellungen nicht in der genannten Weise missbraucht werden könnten).

Wenn wir die Aufstellungsmethode als phänomenologische Methode ernst nehmen, so muss sie dem Prinzip der Urteilsenthaltbarkeit bezüglich der ontologischen Wirklichkeit genügen, was nach Husserl die Grundvoraussetzung für diese Methode ist. Das heißt, ihr gemäß dürfen keine absoluten Urteile bezüglich einer ontologischen Wirklichkeit gefällt werden; dies wird von Husserl als „Epoché“ bezeichnet. So schreibt Husserl:

„Die transzendente Welt erhält ihre ‚Klammer‘, wir üben in Beziehung auf ihr Wirklichsein Epoché ... Mit der ganzen physischen und

psychischen Welt ist das wirkliche Bestehen des realen Verhältnisses zwischen Wahrnehmung und Wahrgenommenem ausgeschaltet ... Hier haben wir an die Wahrnehmung und auch an einen beliebig fortgehenden Wahrnehmungszusammenhang keine Frage der Art zu stellen, ob ihm in ‚der‘ Wirklichkeit etwas entspricht“ (Husserl 1950a, S. 204).

Husserl fordert hier ontologische Neutralität. Dies bedeutet aus der Sicht der Epoché, dass existierende Gegenstände keinen größeren Wirklichkeitsanspruch haben als eine Vorstellung oder eine Phantasie. Die Anwendung von Epoché bedeutet auch, dass Aussagen nicht mehr betrachtet werden können unter dem Aspekt ihrer Wahrheit oder Falschheit, sondern nur noch geprüft werden kann, ob sie miteinander verträglich oder widersprüchlich sind, denn die ontologische Wirklichkeit wird ja ausgeklammert. Dies erinnert an den Begriff des „Passens“ im Konstruktivismus.

Ob und in welcher Form es eine ontologische, von uns unabhängige Wirklichkeit gibt, sind für Husserl sinnlose Fragen. Damit sagt er weniger über die Wirklichkeit an sich aus, als es die radikalen Konstruktivisten tun, wenn sie sagen, dass unsere Wahrnehmungen kein Abbild der ontologischen Wirklichkeit sind, womit sie immer noch etwas über die absolute Wirklichkeit aussagen. Die Aufstellungsmethode kann also als verträglich mit konstruktivistischen Vorstellungen gesehen werden. Dem Prinzip der Urteilsenthaltbarkeit entspricht in konstruktivistisch-systemischen Therapieformen das Prinzip der Neutralität, dem die Leiterin bzw. Therapeutin Folge leisten sollte.

Das Prinzip der Urteilsenthaltbarkeit der Therapeutin weist auch darauf hin, dass die sich in den Aufstellungen zeigenden Dynamiken und heilenden Rituale nicht normativ aufgefasst werden dürfen und von der Leiterin nicht verbalisiert werden sollten. Die Klientin darf ihre Aufstellung aus der Beobachterperspektive betrachten und für sich auswerten, doch ist wichtig, dass dieser Prozess von ihr ausgeht und nicht von der Therapeutin nahe gelegt wird.

4.2 Eidetische Reduktion im Aufstellungsprozess und in konstruktivistisch-systemischen Verfahren

Phänomenologisch wahrnehmen bedeutet nicht, die ontologische Wirklichkeit zu erfassen, sondern die in der Wahrnehmung enthalte-

nen subjektiven Begriffsbildungen, Urteile und Färbungen, die durch Erfahrungen und Vorstellungen geprägt wurden, zu minimieren und auf die grundlegenden Konstituenten des Wahrnehmungsprozesses zu reduzieren. Die Phänomenologie beschreibt, *wie* wir unsere Wirklichkeit konstruieren. Sie befasst sich damit, was für Existenzannahmen und Vorurteile in unsere Wahrnehmung einfließen. Sie zeigt zum Beispiel, welche Merkmale unser Wahrnehmungsprozess enthalten muss, wenn wir etwas als wirklich, als Traum oder als Phantasie bezeichnen.

Die wichtigsten Methoden der Phänomenologie sind die Urteilsenthaltbarkeit und die eidetische Variation, eine Form natürlicher Variation der Gegenstände beim Wahrnehmungsprozess (real oder in der Vorstellung), um sie auf ihre Konstituenten hin zu analysieren. Das Wesen eines Gegenstandes wird definiert als „Invarianz unter eidetischer Variation“.

Ein Aspekt des Aufstellungsprozesses entspricht der Anwendung der Methode der eidetischen Variation. Wenn Systemteile aufgestellt werden, entsprechen sie einem Bild des repräsentierten Systems. Sehen wir Aufstellungen als eine Abfolge von Bildern, so können wir sie mit gedanklichen Vorstellungsprozessen, zu denen die eidetische Variation gehört, vergleichen. Das Umstellen der RepräsentantInnen, das Vorgeben von Sätzen und die Durchführung von Ritualen mit dem Ziel der Beobachtung von Unterschieden können als eine phänomenologische Untersuchungsmethode gesehen werden, die angewendet wird, um zu erkennen, was dazu beiträgt, dass wir leiden oder zufrieden sind. Wir fragen daher bei Systemischen Strukturaufstellungen die RepräsentantInnen immer nach den Veränderungen in ihrer Körperwahrnehmung (statt nach den jeweiligen Körperempfindungen) im Anschluss an die therapeutischen Interventionen.

Analog dazu kann das Befragen der Klientin nach den Reaktionen der Umwelt auf das geänderte Befinden und Verhalten der Klientin in der Wunderfrage als eine andere Form eidetischer Variation bezüglich des Untersuchungsgegenstandes „Eingetretensein des Wunders“ gesehen werden.

4.3 Objektivität in der Phänomenologie:

Evidenz und Intersubjektivität

Den Analyseprozess der eidetischen Reduktion sieht Husserl als eine wissenschaftliche Untersuchungsmethode, die dazu dient, heraus-

zufinden, wie die Gegenstände uns erscheinen. Wenn das Ergebnis der Analyse deckungsgleich mit unserer Wahrnehmung ist, spricht er von Evidenz.

Der Evidenzbegriff wird häufig als Begründungshilfe für Absolutheitsaussagen missverstanden. Husserl gibt mit dem Evidenzbegriff eine Antwort auf die Frage, wie wir, obwohl wir die ontologische Wirklichkeit nicht erkennen können, dennoch über die Subjektivität hinaus gelangen können.

„Bei der strengen Fassung des Evidenzbegriffes, die wir hier zugrunde gelegt haben, ist es offenbar, dass Zweifel derart, wie sie in neuerer Zeit zu gelegentlicher Äußerung kamen, absurd sind: nämlich ob nicht mit derselben Materie A bei dem einen das Erlebnis Evidenz und bei dem anderen das der Absurdität verknüpft sein könnte. Dergleichen Zweifel waren nur so lange möglich, als man Evidenz und Absurdität als eigenartige (positive bzw. negative Gefühle) deutete, welche dem Urteilsakte zufällig anhängend, ihm jene besondere Auszeichnung erteilen, die wir logisch als Wahrheit bzw. Falschheit bewerten“ (Husserl 1950, S. 127).

Husserl definiert nun Evidenz folgendermaßen:

„Erlebt jemand die Evidenz A, so ist es evident, dass kein zweiter die Absurdität desselben A erleben kann; denn, dass A evident ist, heißt: A ist nicht bloß gemeint, sondern genau als das, als was es gemeint ist, auch wahrhaft gegeben; es ist im strengsten Sinne selbst gegenwärtig“ (Husserl 1950, S. 127).

Weiter weist er in seiner formalen und transzendentalen Logik darauf hin, dass auch Täuschung eine Evidenzerfahrung ist:

„Selbst eine sich als apodiktisch ausgegebene Evidenz kann sich als Täuschung enthüllen und setzt doch dafür eine ähnliche Evidenz voraus, an der sie ‚zerschellt‘“ (Husserl 1992, S. 164).

Husserls Evidenzbegriff ähnelt der grammatischen Einsicht beim mittleren und späten Wittgenstein. Etwas ist dann evident, wenn es gar nicht anders erlebt werden kann, da die Form seines Erlebens in die Grundkategorien unserer Wahrnehmung passt. Evidenzen sind

gewissermaßen die Basis von Erkenntnis und nur korrigierbar durch tiefere Evidenzen. Nach Husserl haben demgemäß nicht alle Erfahrungen gleiches Gewicht, sondern diejenigen wiegen schwerer, die zunächst prinzipiell nicht widerlegt werden können. Hier zeigt sich der intersubjektive Charakter von Evidenz, und es zeigt sich auch, inwiefern Evidenz nicht ein einmaliges Erlebnis ist, sondern wie es durch Wiederholung zu tieferen Evidenzen kommen kann und es somit einen Entwicklungsprozess gibt, also einen Fortschritt im Erkennen, ohne dass eine Übereinstimmung mit einer ontologischen Wirklichkeit überprüft werden müsste (was ja auch nicht möglich wäre).

Während die Konstruktivisten die Aktivität eines Konstrukteurs beim Wahrnehmungsprozess betonen, beschreibt Husserl die Konstitution des Wahrnehmungsprozesses. Die Konstruktivisten heben die Subjektseite des Wahrnehmungsprozesses hervor, während Husserl versucht, die Merkmale des Interaktionsprozesses zwischen Subjekt und Objekt zu erfassen.

4.4 Objektivität im Konstruktivismus

Auch im Konstruktivismus wird versucht, zu objektiven Urteilen zu gelangen, hier mithilfe der Prinzipien der Viabilität, des Passens, der aktiven Wiederholbarkeit von Wahrnehmungen und der intersubjektiven Bestätigung. Erkenntnis ist hier nur möglich im Sinne von „besser passen“ und von Vermeidung von empirischer Unverträglichkeit mit der Wirklichkeit.

Konstruktivisten beschreiben den Wahrnehmungsprozess als durch das Anstoßen an die Wirklichkeit negativ gegeben. Die über die Wahrnehmung gewonnene Landkarte der Wirklichkeit muss nur dem Überleben dienen, sie muss nicht einmal strukturähnlich zur ontologischen Wirklichkeit sein. Diese können wir nicht schauen, da wir sie durch unsere Wahrnehmung interaktiv verändern. Wir sind Teil des Wahrnehmungsprozesses. Wir können unseren Erkenntnisprozess nicht von außerhalb beobachten, da wir Teil von ihm sind. In der Phänomenologie weist der intentionale Aspekt der Wahrnehmung auf diesen Aspekt hin. Der Gegenstand ist nur in seiner Bezogenheit auf das Subjekt gegeben.

Die „Wirklichkeit“ zeigt sich dort, wo unsere Konstruktionen scheitern. Unsere Sinnesorgane und unser Gehirn konstituieren die Art und Weise, wie wir wahrnehmen. Wir erhalten von der Außenwelt nur physikalisch-chemische Reize, die in unserem Gehirn zu

Bildern, Tönen, Empfindungen usw. verarbeitet werden. Dies bedeutet, dass wir Teil unserer eigenen Wahrnehmung sind und das Wahrgenommene gleichzeitig während der Wahrnehmung verändern. Es liegt also nicht ein unabhängiges Verhältnis zwischen dem Wahrnehmen und der Welt vor. Damit sind unsere Modelle Konstruktionen einer Wirklichkeit, die wir selbst erschaffen.

Ein anderes Argument für die Unmöglichkeit, unsere Umwelt zu erkennen, bringt Heinz von Foerster mit einem Vergleich zwischen unserer Reizverarbeitung im Gehirn und der analytischen Unbestimmbarkeit nichttrivialer Maschinen (1985). Dies sind Maschinen, deren Operationen von den jeweiligen inneren Zuständen abhängen, die von den vorangegangenen Operationen beeinflusst wurden. Bereits bei den einfachsten dieser Maschinen ist ihr Verhalten praktisch nicht vorhersagbar und ihr Operationsmechanismus in den meisten Fällen praktisch und in vielen Fällen faktisch nicht analysierbar.

Dies wirft nun die Frage auf, wie dann noch ein Erkenntnisfortschritt bzw. objektive Erkenntnis möglich ist oder wie wir zwischen Illusion und Wirklichkeit unterscheiden können. Konstruktivistische Lösungen dieser Frage sind die folgenden:

1. Je verlässlicher wir eine Erfahrung aktiv wiederholen können, umso wirklicher ist sie für uns. Damit lassen sich Stufen der Wirklichkeit unterscheiden. Wir können feststellen, was *wirklicher* ist, jedoch nicht, *wie* die Wirklichkeit ist. (Dies erinnert an das Stufenmodell der Evidenzen bei Husserl: Evidenzen, die nicht widerlegt werden können, haben mehr Gewicht.)
2. Je mehr wir in unserem eigenen Erleben von anderen bestätigt werden, umso realer wird es für uns. Intersubjektive Wiederholung war auch für Husserl ein Kriterium für Evidenzerlebnisse. Hier kommen Phänomenologie und Konstruktivismus zu ähnlichen Ergebnissen.
3. Je mehr unsere konstruierten Modelle der Wirklichkeit viabel und passend sind, umso realer werden sie für uns, was hier nicht heißt, dass das Modell ein Abbild der Wirklichkeit darstellt.

Wenn wir Menschen nur dann mit der Wirklichkeit in Kontakt kommen, wenn wir durch fehlerhafte Konstruktionen an sie stoßen, sind wir dann nicht beim Solipsismus angelangt?

Dies weist Heinz von Foerster auf sehr einfache Weise mit seinem Relativitätspostulat zurück. Dieses besagt, dass eine Hypothese, die für A wie auch für B gültig ist, dann verworfen wird, wenn sie nicht auch für beide gleichzeitig zutrifft. A und B sind hierbei die Anwendungsbereiche der Hypothese. Dieses Relativitätspostulat dient wie das Ockham'sche Prinzip der Vereinfachung. Auf den Solipsismus angewendet, besagt dieses Prinzip, dass, wenn ein Solipsist sagt, er sei die einzige Realität, obwohl es in seiner Wahrnehmungswelt andere Personen gibt, die das gleiche für sich beanspruchen können, diese Sichtweise in irrelevanter Weise komplex ist. Zu einem Symbol gehört nur die relevante Komplexität; in dem Sinne ist irrelevante Komplexität vergleichbar mit Beliebigkeit bei einer Konstruktion.

Eine nützliche Unterscheidung führte Paul Watzlawick mit seiner inzwischen klassischen Einteilung von Wirklichkeit erster und zweiter Ordnung ein (1976). Zur Wirklichkeit erster Ordnung gehören dabei die naturwissenschaftlichen Gegebenheiten. In diesem Einteilungsschema müsste man wohl die ontologische Wirklichkeit als Wirklichkeit nullter Ordnung bezeichnen. Damit würden wir jedoch etwas über die ontologische Wirklichkeit aussagen, nämlich wie sie sich zu unserer wahrgenommenen Wirklichkeit verhält. Hier ist die Phänomenologie strenger, wenn sie jegliche Aussage über eine ontologische Wirklichkeit unterlässt und sogar von deren Existenz absieht. Im psychologischen Bereich haben wir es im Schema Watzlawicks mit der Wirklichkeit zweiter Ordnung zu tun, insbesondere dann, wenn es um Problemlösung und Heilung geht. Hier ändert sich in den interessanteren Fällen oft zunächst nichts in der Wirklichkeit erster Ordnung, jedoch alles in der Wirklichkeit zweiter Ordnung.

4.5 Kurative Prinzipienauffassung als konstruktivistische Sicht der Aufstellungsarbeit

Wenn das, was sich in der Aufstellungsarbeit zeigt, weder normativ generalisierend noch deskriptiv generalisierend aufgefasst werden sollte, wie ist es dann zu verstehen? Zusammen mit Matthias Varga von Kibéd habe ich hierfür den Begriff einer **kurativen Prinzipienauffassung** eingeführt. Diese besteht darin, ein Prinzip so aufzufassen, dass es in seinem Wesen adäquat erfasst wird, wenn man sieht, inwiefern es zur Heilung, insbesondere durch geeignete Muster-

unterbrechung, beiträgt. Bei dieser Art des Prinzipienverständnisses kann vom deskriptiven und normativen Gehalt der Prinzipien abgesehen werden. Wird das, was sich bei den Aufstellungen zeigt, nicht beachtet, so stoßen wir, konstruktivistisch gesehen, an die Wirklichkeit an und scheitern mit unseren bisherigen Konstruktionen. Wird das, was sich in den Aufstellungen zeigt, beachtet, so erhalten wir die Chance, eine passendere Konstruktion zu entwerfen, die unser bisheriges Muster unterbricht. Heilung entsteht dort, wo wir mehr im Einklang stehen – mit was? Wir könnten es „mit der Wirklichkeit“ nennen, aber es zeigt sich nicht durch Vergleich. Die Auffassung der Aufstellungsmethode als kurativ schützt vor voreiligen Verallgemeinerungen des Wahrgenommenen und beschränkt die Erfahrung auf die jeweilige Anwendung. Jede Aufstellung spricht zunächst für sich und nicht von vornherein über eine Ähnlichkeitsklasse von Situationen. Der Anspruch, über eine geeignete Ähnlichkeitsklasse zu verfügen, verlässt den Boden sowohl des systemischen wie des konstruktivistischen und des phänomenologischen Vorgehens. Hier beginnt eigenmächtige Interpretation und Machtausübung.

5. Konstruktivistische Elemente der Aufstellungsarbeit

Die Aufstellungsarbeit wird meist nicht als konstruktivistische, sondern als phänomenologische Methode betrachtet. Daher möchte ich im Folgenden darstellen, in welcher Hinsicht sie sehr wohl konstruktivistische Elemente enthält. Hierdurch möchte ich verdeutlichen, dass die philosophische Basis beider Verfahren nicht so unterschiedlich ist, wie häufig angenommen wird.

5.1 Konstruktivistische Elemente im Lösungsbild

Das Lösungsbild einer Aufstellung zeigt eine mögliche Lösung, nicht aber die Einmaligkeit der Lösung. Zum Lösungsbild gehört auch der Weg zur Lösung. Die Lösung hat somit Prozesscharakter, sie ist nicht statisch, sondern ist durch einen Verlauf gegeben. Die Lösung darf hier nicht als Ende des Problemzustands gesehen werden, sondern eher als Beginn eines Lösungsprozesses, oder, konstruktivistisch ausgedrückt, als Beginn einer neuen Konstruktion der Wirklichkeit.

5.2 Intentionalität und Perspektivität der Aufstellungsbilder

So wie der neue Zukunftsentwurf konstruktivistische Elemente aufweist, enthält selbstverständlich auch das Problembild konstruktivistische

vistische Elemente; denn ein Problem im therapeutischen Kontext liegt ja in der Art und Weise, wie wir mit der Welt in Beziehung treten und nicht in den Tatsachen der Welt. Dies zeigt sich bei den Aufstellungen darin, dass das Anfangsbild immer aus einer Perspektive heraus aufgestellt wird, nämlich aus der Perspektive der Klientin. Stellt ein anderes Familienmitglied die gleiche Familie auf, so gibt es oft Abweichungen, was wiederum darauf hinweist, dass wir es mit einem perspektivenabhängigen Bild zu tun haben und nicht mit einer Abbildung der Familiensituation an sich.

Eine weitere Perspektive kommt darin zum Ausdruck, dass jede Aufstellung auf ein spezifisches Anliegen hin ausgerichtet ist. Zu einem anderen Anliegen kann sich für die gleiche Familie ein anderes Aufstellungsbild ergeben. Hierin kommt die Abhängigkeit des Aufstellungsbildes von der Absicht des Aufstellenden zum Ausdruck. Auf den intentionalen Akt beim Wahrnehmungsprozess weist auch Husserl hin, wenn er schreibt:

„Im Bilde entspricht der Tätigkeit des Abzielens als Korrelat diejenige des Erzielens (das Abschließen und Treffen). Genau ebenso entsprechen gewissen Akten als Intentionen (z. B. Urteils-, Begehrungsintentionen) andere Akte als ‚Erzielungen‘ und ‚Erfüllungen‘“ (Husserl 1968, S. 378).

Das Aufstellungsbild existiert nicht getrennt vom Aufstellenden, sondern ist in einem intentionalen Akt mit ihm verbunden. In diesem Sinne enthält das Aufstellungsbild einen starken konstruktivistischen Aspekt.

Bei der Fortführung der Aufstellungen werden noch weitere Perspektiven sichtbar. So wird das von der Klientin gestellte Bild aus der Perspektive der Protagonistin und der übrigen RepräsentantInnen unterschiedlich empfunden. Während auf Verbesserungen der Positionen, insbesondere bei der Protagonistin (als Repräsentantin der Klientin), da für sie das zukünftige Lösungsbild besonders gut passen sollte, geachtet wird, treten manche Veränderungswünsche der übrigen RepräsentantInnen demgegenüber zurück.

Dies zeigt deutlich, dass der Prozess zum Lösungsbild hin davon beeinflusst wird, wer die Klientin ist, für die die Aufstellung gemacht wird, und in Bezug auf welches Anliegen die Aufstellung durchgeführt wird. Dies gilt insbesondere für die Fragen, was berücksichtigt

und was in den Hintergrund gestellt wird, welche Spur verfolgt und welche fallen gelassen wird. Anders ausgedrückt, die Ausführlichkeit eines Prozesses oder Rituals hängt davon ab, inwieweit dieses in der Folge zur Verbesserung der Befindlichkeit der Protagonistin und damit schließlich der Klientin beiträgt.

Außer den bisher aufgeführten internen Perspektiven:

- 1.) die Perspektive der Klientin und des zu bearbeitenden Anliegens,
- 2.) die Perspektive der Protagonistin,
- 3.) die Perspektive der übrigen RepräsentantInnen

können wir noch vier weitere interne Perspektiven unterscheiden:

- 4.) die Perspektive der anwesenden Systemmitglieder,
- 5.) die Perspektive der Leiterin,
- 6.) die Perspektive der teilnehmenden BeobachterInnen, d. h. BeobachterInnen, die sich mit Anteilnahme aus der Beobachtungssituation in das Aufstellungsgeschehen einfühlen,
- 7.) die Perspektive der anwesenden kritischen BeobachterInnen

sowie fünf externe Perspektiven:

- 8.) die Perspektive der nicht anwesenden Systemmitglieder,
- 9.) die Perspektive der intendierten Adressaten von Berichten, wie z. B. die Auftraggeber, die Überweisenden,
- 10.) die Perspektive der nicht intendierten Adressaten von Berichten, auf die das Aufstellungsergebnis einen Einfluss haben kann, die jedoch sonst mit dem Aufstellungsgeschehen nichts zu tun haben, wie etwa Arbeitgeber, Freunde usw.,
- 11.) die Perspektive der ablehnenden, kritischen, skeptischen Dritten,
- 12.) die Perspektive der experimentierenden forschenden Dritten, und indirekten BeobachterInnen, die z. B. die Aufstellung auf Video sehen.

Aus den genannten sieben internen Perspektiven kann der Wahrnehmungsprozess der Aufstellung jedesmal anders betrachtet und

beschrieben werden. Die Reaktionen der unterschiedlichen anwesenden Personen sollten während des Aufstellungsprozesses berücksichtigt werden, damit anschließende Reaktionen von diesen die Wirkung des Lösungsbildes nicht gefährden.

Ähnliches gilt für die externen Perspektiven. Werden diese nicht berücksichtigt, dann kann die Klientin nach der Aufstellung, wenn sie mit den entsprechenden Personen in Kontakt kommt oder auch nur von Meinungen anderer über Aufstellungen hört, das Lösungsbild und ihre Erfahrungen während der Aufstellung infrage stellen. Dies stört dann ihren inneren Prozess, der einer Aufstellung folgt. Im lösungsfokussierten Vorinterview wird versucht, mögliche externe Kontaktpersonen und das „Image“, das das Verfahren bei der Klientin und ihrer Umwelt hat, zu erkunden und zu berücksichtigen.

Eine Aufstellung ist also sicher nicht die Abbildung *einer* Wirklichkeit, sondern eher vergleichbar mit einem bunten Strauß aus verschiedenen perspektivischen Bildern von verschiedenen konstruierten Wirklichkeiten. Im therapeutischen Prozess sollte die Möglichkeit dieser verschiedenen Perspektiven berücksichtigt werden, damit der beginnende Lösungsprozess sich nach der Aufstellung realisieren kann und diese neue „Konstruktion“ der Wirklichkeit nicht durch die Reaktionen der Umwelt scheitert. Wir sehen, dass auch ein äußerlich einfacher Aufstellungsprozess ein hochkomplexes Geschehen ist, in das viele Sichtweisen einströmen und das gewiss nicht nur *ein* Bild schafft, sondern viele.

Eine Aufstellung lehrt gleichzeitig auch, die eigene Perspektive zu verlassen und die anderer kennenzulernen. Erleben wir die Welt nur von unserem Standpunkt aus, so kann es uns wie der Eintagsfliege in folgender Geschichte³ aus dem Sufismus gehen:

„Wie absurd!“, sagte die Eintagsfliege, als sie zum ersten Mal das Wort „Woche“ hörte.

5.3 Erkennen von Fortschritt in der Aufstellungsarbeit

Der ganze Prozess der Aufstellungsarbeit ist auf die Verbesserung der Befindlichkeit der Klientin ausgerichtet. Dabei müssen wir nicht wissen, was für die Klientin gut (im absoluten Sinne) ist, sondern es reicht die Wahrnehmung von Unterschieden in Richtung auf eine

3 Nach Poppe (1990, S. 76).

Verbesserung aus – und was besser für sie ist, entscheiden die KlientInnen! Auch dies ist mit einer konstruktivistischen Weltsicht vereinbar.

5.4 Auswahl und Benennung der genannten Empfindungen bei den RepräsentantInnen

Ein weiteres konstruktivistisches Element der Aufstellungsarbeit ist die Auswahl, die die RepräsentantInnen bei den auftretenden Körperempfindungen treffen. Selbst wenn sie sich beschränken auf die Körperempfindungen, die einen Unterschied machen im Verhältnis zu der Situation, wo sie noch nicht aufgestellt waren, so können sie doch niemals alle nennen. Bereits die Begriffsbildung für die wahrgenommenen Körperempfindungen ist konstruiert, nämlich abhängig vom jeweiligen Sprachspiel.

5.5 Widerstand als geachteter Kommunikationspartner

Wenn ein Aufstellungsprozess verantwortungsvoll geleitet werden soll, so sind alle internen und nach Möglichkeit auch alle externen Perspektiven zu berücksichtigen, da sonst die Verwirklichung des Ergebnisses beeinträchtigt werden kann. Verabsolutierende Äußerungen, die im Gegensatz zur phänomenologischen Sichtweise stehen, stören die Beziehung zwischen Therapeutin und Klientin und können zu Widerstand auf Seiten der Klientin führen, was die Annahme des Lösungsprozesses bei der Klientin stören kann. Von phänomenologischer Seite aus können wir hier den Begriff der Evidenz ins Spiel bringen, der nach Husserl nur dann verwendet werden darf, wenn eine erlebte Evidenz auch für andere Menschen zu einem Evidenzerlebnis führt (vgl. Husserls Definition von Evidenz). In diesem Sinne sind viele bei Aufstellungen übliche Haltungen weder phänomenologisch noch konstruktivistisch zu rechtfertigen.

Etwas, das der Therapeut sieht und das von der Klientin negiert wird, hat also keine Evidenz. Wenn dieses Prinzip stärker beachtet wird, verringert sich die Gefahr, dass die Familienaufstellungen und andere Aufstellungen manipulativ eingesetzt werden. Gerade die phänomenologische Methode fördert ein aufmerksames Wahrnehmen und unterstützt damit eine Haltung der Allparteilichkeit und des Abrückens von verabsolutierenden Äußerungen.

6. Phänomenologische Aspekte des lösungsfokussierten Vorgehens nach Steve de Shazer

Folgend beschreibe ich nun das Pendant zum vorherigen Abschnitt: die phänomenologischen Aspekte der dem Konstruktivismus zugeordneten lösungsfokussierten Kurztherapie (SFT).

6.1 Urteilsenthaltlichkeit bei der Therapeutin

Nachdem ich bisher auf die konstruktivistischen Aspekte der Aufstellungsarbeit eingegangen bin, wende ich mich nun den phänomenologischen Aspekten konstruktivistisch-systemischer Verfahren zu und zeige diese am Beispiel der lösungsfokussierten Kurztherapie (SFT) von Steve de Shazer und Insoo Kim Berg auf.

Die Grundhaltung der phänomenologischen Methode von Husserl ist das Ausüben von Epoché, der so genannten „Einklammerung“ der Wirklichkeit. Darunter ist das Betrachten von Gegenständen unter Absehung ihrer Existenzannahme zu verstehen. Verena Mayer weist in ihrem Habilitationsvortrag (1998) darauf hin, dass Gedankenexperimente implizit eine Haltung von Epoché voraussetzen. Sie betont:

„Es hat hier keinen Sinn, von ‚Übereinstimmung mit der Wirklichkeit‘ zu sprechen, und ein korrespondenztheoretischer Wahrheitsbegriff ist unter Epoché unbrauchbar. Das bedeutet für Husserl aber auch, dass Logik in der phänomenologischen Einstellung nur im Sinne einer Konsequenzlogik oder Logik der Widerspruchslosigkeit betrieben werden kann.“

Auf die Therapie übertragen können wir diese Haltung in der **Neutralität** oder besser der **Allparteilichkeit** der Therapeutin wiederfinden, die alle systemischen Therapieformen kennzeichnet. Die Parteinahme der Therapeutin bedeutet eine Bewertung und damit eine Aussage im Sinne von „dies ist richtig“ und „das ist falsch“, was mit einer phänomenologischen Einstellung nicht verträglich ist. Das Abrücken vom Gegenstand der Untersuchung erlaubt erst eine wissenschaftliche Betrachtung, denn nur so kann uns der Gegenstand als reines Phänomen entgegentreten (und Husserl möchte seine phänomenologische Methode als wissenschaftliche Methode verstanden wissen).

Die Forderung nach Epoché finden wir in der lösungsfokussierten Kurztherapie in dem Grundsatz: **Die Klientin ist die Exper-**

tin. Hier muss die Therapeutin ihr Urteil bezüglich ihrer eigenen Bewertung von Fortschritt zurückstellen. Außerdem sollte die Therapeutin nach Steve de Shazer immer „einen Schritt hinter der Klientin“ sein; das heißt auch, die Therapeutin sollte lieber mehr fragen und sich „dumm“ stellen als zu früh zu meinen, sie wisse, worum es der Klientin geht.

Zu einer Betrachtung von Epoché gehört auch eine Haltung der Absichtslosigkeit, denn jede Absicht setzt bereits einen Wert und damit ein „richtig“ und „falsch“ voraus. Die **Absichtslosigkeit** betrifft hier die Inhalte und natürlich nicht das Gerichtetsein auf den Gegenstand des Gesprächs. Diese Absichtslosigkeit zeigt sich in der lösungsfokussierten Kurztherapie darin, dass die Klientin ihr Ziel festlegt und die Therapeutin ihr nur durch Fragen behilflich ist, ihr Ziel zu finden bzw. die Konsequenzen ihrer Zielvorstellungen zu berücksichtigen.

Zu dieser Haltung der Absichtslosigkeit trägt auch noch die Einführung von Fragen nach „**besser**“ **anstelle von „gut**“ bei. „Wir können verstehen, was ‚besser‘ heißt, ohne zu wissen, was ‚gut‘ heißt“, sagt Steve de Shazer. So kommen wir aus dem Dilemma der Bewertung heraus. Wir können so in Richtung Fortschritt arbeiten, ohne Werte festlegen zu müssen und sogar ohne zu wissen, was für die Klientin „gut“ heißt. Mit der Einführung von Skalen hat Steve de Shazer eine Methode entwickelt, mit deren Hilfe ein „besser“ anschaulich dargestellt werden kann, ohne ein Wissen darüber, was „gut“ heißt, vorauszusetzen.

Einen weiteren Hinweis auf eine Haltung von Epoché finden wir auch im **Umgang mit dem so genannten Widerstand**. (Wenn ich hier von Widerstand spreche, meine ich den Widerstand im Interaktionsprozess zwischen dem Therapeuten und der Klientin und natürlich nicht Widerstände in Bezug auf die Zielerreichung, also die Hindernisse auf dem Weg zur Lösung.)

Widerstand bei der Klientin weist aus lösungsfokussierter Sicht auf einen Fehler der Therapeutin hin (de Shazer: „Resistance is therapist’s error“). Wenn die Therapeutin eine Handlung der Klientin als Widerstand deutet, so legt sie damit implizit Werte fest und enthält sich nicht mehr des Urteils. In der lösungsfokussierten Kurztherapie hat die Therapeutin die Führung in Hinblick auf die Fragetechnik; bezüglich der Inhalte ist jedoch die Klientin die Expertin. So kann die Therapeutin in eine Richtung führen, die nicht

inhaltlich festlegt (und damit erzeugt sie auch keinen Widerstand bei der Klientin, da diese ja selbst die Zielrichtung mit Inhalten belegt). Tritt Widerstand auf, so kann dies dahingehend gedeutet werden, dass die Therapeutin der Klientin etwas nahe legt, (sie übt also keine Epoché aus), oder dies kann als zu schnelles Vorgehen der Therapeutin interpretiert werden. In beiden Fällen ist es wichtig, dass die Therapeutin diesen Widerstand als einen Hinweis versteht, in welcher Weise sie das eigene Verhalten zu ändern hat.

Wir sehen, dass hier die Grundhaltung der lösungsfokussierten Vorgehensweise ganz im Sinne der phänomenologischen Methode ist.

6.2 Eidetische Variation in der Wunderfrage

Die eidetische Variation dient dazu, die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den Teilen des untersuchten Gegenstandes festzustellen und Invarianten herauszukristallisieren. Diese Invarianten bilden nach Husserl das Wesen des Gegenstandes.

Erinnern Sie sich an den Vergleich zwischen der Wesensschau bei Husserl und dem Sprachspiel bei Wittgenstein (Kapitel 2). Bei der eidetischen Variation gibt es gewisse Analogien zu Wittgensteins Vergleich der Sprachhandlungen. Der dabei ablaufende *Prozess* ist ein ähnlicher. In beiden Fällen geht es um das Finden der Invarianten zum Zwecke eines besseren Erkennens des zu untersuchenden Gegenstandes. Sehen wir uns unter diesem Blickwinkel die Wunderfrage im lösungsfokussierten Interview an.

Die Wunderfrage beginnt mit einer Einbettung in den Alltag:

„Stellen Sie sich vor, Sie gehen am Ende dieser Therapiestunde nach Hause (*Pause*) essen dort noch zu Abend (*Pause*), vielleicht setzen Sie sich anschließend noch mit Ihrer Familie zusammen (*Pause*), und schließlich werden Sie müde und gehen schlafen (*Pause*).“

Danach wird das Wunder in einer hypothetischen Form eingeführt mit den Worten:

„Und angenommen (*Pause*), in dieser Nacht geschieht ein Wunder (*Pause*)“

Unter Epoché, unter Ausklammerung einer Existenzannahme, wird hier ein Gedankenexperiment eingeleitet. Danach expliziert die Therapeutin den Gegenstand der Untersuchung:

„Und das Wunder besteht darin, dass Ihr Anliegen, mit dem Sie hierher gekommen sind, gelöst ist (*Pause*)

Dieser extrem vage Untersuchungsgegenstand wird nun in eine sinnliche Erfahrung übersetzt:

„Woran erkennen Sie morgen früh, wenn Sie aufwachen, dass das Wunder passiert ist?“

Als Antworten können innere Zustände, Verhaltensänderungen und Veränderungen in der Außenwelt genannt werden.

Ziel dieser Frage ist es, dass die Klientin zunächst eine Erfahrung macht und danach mithilfe der therapeutischen Fragen erkennt, was für sie die Lösung ihres Problems bedeutet. Die unmittelbare Erfahrung wird mithilfe der Fragen in Worte gefasst. Danach wird die Erfahrung der Lösung in verschiedenen Kontexten eidetisch variiert, um festzustellen, was das Wesen, also die invarianten Teile dieser Lösungserfahrung, sind. So fragt die Therapeutin nach der Erfahrung des Wunders nach dem Aufwachen morgens, beim Frühstück mit der Familie, auf dem Weg zur Arbeit, im Beruf, in der Freizeit ... Es wird gewissermaßen geklärt, woran die Klientin erkennen kann, dass die Lösung eine *Lösung* ist. Die Erkenntnis darüber erleichtert es der Klientin, zu erkennen, was sie wirklich will.

Eine weitere eidetische Variationsform besteht im Abklären der von der Klientin erwarteten Reaktionen der Umwelt auf ihr verändertes Verhalten nach der Erfahrung der Lösung. Es wird phänomenologisch untersucht, was die Invarianten der Erfahrung einer Lösung unter dem Gesichtspunkt veränderter Umweltreaktionen sind. Für die Klientin kristallisiert sich immer mehr heraus, was für sie das Wesen ihres Wunders ausmacht.

Damit während der Befragung die Klientin bei der Erfahrung der Lösung bleibt, ist es nötig, dass die Therapeutin sie immer wieder daran erinnert, dass beide angenommen haben, dass das Wunder bereits eingetreten ist. Das Wunder wird gewissermaßen zu einem Anker für die Erfahrung der Lösung. Auf diese Weise (und später

durch die Vorschläge für Aufgaben) wird aus der zunächst flüchtigen Erfahrung einer Lösung ein stabilerer Zustand.

6.3 Das lösungsfokussierte Interview als Dekonstruktionsprozess

Diesen gerade eben beschriebenen Prozess phänomenologischer Reduktion und eidetischer Variation können wir auffassen als einen Dekonstruktionsprozess. In einer Als-ob-Vorstellung des Wunders wird eine Situation zunächst konstruiert und danach in einem Reduktionsprozess auf ihre wesentlichen Bestandteile zurückgeführt.

Auch in einem anderen Sinne noch können wir hier von einem Dekonstruktionsprozess sprechen. Die Lösung wird bei Steve de Shazer nämlich nicht gesehen als die Negierung des Problems, sondern als etwas, das auftaucht, wenn das Problem verschwindet. Er verweist dabei manchmal auf einen Gedanken von Wittgenstein:

„Die Lösung des Problems des Lebens merkt man am Verschwinden dieses Problems. (Ist nicht dies der Grund, warum Menschen, denen der Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar wurde, warum diese dann nicht sagen konnten, worin dieser Sinn bestand?)“ (*Tractatus* 6.521).

Und Wittgenstein fährt fort:

„Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies *zeigt* sich, es ist das Mystische“ (*Tractatus* 6.522).

Das, was sich zeigt, kann sich zeigen aufgrund der Form, der Möglichkeit der Struktur. Die Form selbst zeigt sich nur. Das Evidenzerlebnis bei Husserl ist trotz der missverständlichen Benennung als Erlebnis eben gerade kein psychisches Erlebnis, sondern eine Erkenntnis. Und diese Erkenntnis kann eben nur durch den Vollzug zum „Evidenzerlebnis“ führen.

Indem sich die Lösung in der Erfahrung des Wunders zeigt, wird keine Lösung konstruiert. Das „Wunder“ wird hier natürlich nicht als ein äußeres Geschehen oder „etwas, das in der Welt um uns passiert“, aufgefasst, sondern als ein innerlicher Prozess, der uns die äußere Welt anders wahrnehmen lässt. In diesem Sinne ist das Wunder nicht in der Welt, sondern vollzieht sich in uns.

Die Wunderfrage hilft uns, etwas klarer zu sehen, so als ob wir aus einem Zustand des Schlafens aufwachen. Die Wunderfrage löst

daher einen Dekonstruktionsprozess aus. Also: Die Lösung wird nicht aufgebaut, sondern sie wird deutlich, wenn das Problem verschwindet. Das Problem ist wie ein Nebel vor der Lösung. Sobald sich der Nebel lichtet, wird die Lösung sichtbar. Das Lichten des Nebels entspräche dem Dekonstruktionsprozess. Dieser ähnelt mehr der phänomenologischen Reduktion als einem konstruktivistischen Gestaltungsprozess.

7. Unterschiede von phänomenologischem und konstruktivistischem Ansatz

Auch wenn ich jetzt in den letzten Abschnitten viele Gemeinsamkeiten zwischen dem phänomenologischen und dem konstruktivistischen Ansatz beschrieben habe, so lassen sich natürlich auch wieder Unterschiede zwischen beiden Sichtweisen finden. Diese erst machen eine Verbindung beider Methoden interessant, denn hierdurch kommen bei einer Integration zu jeder Methode neue Elemente hinzu, die eine Form von beiden Sichtweisen im Sinne des Tetrammas ermöglichen.

7.1 Konstruktion versus Konstitution

Im Konstruktivismus wird eher die Handlung des Wahrnehmenden betont, in der Phänomenologie der Interaktionsprozess zwischen dem Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen hervorgehoben. Dadurch erscheint im Konstruktivismus der Wahrnehmende als Konstrukteur seiner Wirklichkeit. Dies wirft die Frage auf, wie Verständigung möglich ist und wie wir bei der Vielzahl der Möglichkeiten zu gleichen Konstruktionen gelangen können.

Auf diese Frage gibt die Phänomenologie eine Antwort, indem sie die Invarianten im Wahrnehmungsprozess, seine Konstituenten, sucht. Das Finden dieser Invarianten ist von einem Evidenzerlebnis begleitet, das, wie zuvor bereits dargelegt, nicht eine einzelne subjektive Erfahrung ist, sondern von jedem nachvollziehbar sein muss. Wir finden hier zu einer Gemeinsamkeit zwischen den Menschen, einer Basis, die den Samen für die Möglichkeit einer Verständigung legt. Die Entdeckung der Art der Konstitution ist aber nicht eine Deutung als Konstruktion. Dennoch werde ich im Folgenden diesen Unterschied unberücksichtigt lassen, um den Unterschied Konstruktion versus Dekonstruktion besser herausarbeiten zu können.

7.2 Konstruktion versus Dekonstruktion

Während der Konstruktivismus betont, wie wir unsere Welt selbst gestalten, wird in der phänomenologischen Reduktion versucht, zu einer nicht mehr hinterfragbaren Basis zu gelangen. Die Phänomenologie setzt gewissermaßen voraus, dass unsere Wahrnehmung „konstruiert“ ist, wenn sie dies auch nicht im aktiven Sinne meint, sondern als Konstitution versteht. Diese zeigt sich z. B. in einer natürlichen Stellungnahme zur Welt, die *über* ein Ich geschieht und nicht von einem Ich *gemacht* wird, was eher der konstruktivistischen Sichtweise entspräche. Die Frage, wie wir zu reinen Phänomenen gelangen können, wäre sinnlos, wenn die Phänomene bereits in reiner Form gegeben wären. Darin stimmen Phänomenologie und Konstruktivismus überein.

Der Konstruktivismus erklärt, inwiefern Menschen gleichzeitig in sehr unterschiedlichen Welten leben. Die Phänomenologie erklärt, wie Menschen zu gemeinsamen Erfahrungen finden können, wie Verständigung möglich ist und inwiefern Konstruktionen nicht beliebig sind. Nehmen wir beide Richtungen zusammen, z. B. indem wir iterativ den Konstruktionsaspekt und den Dekonstruktionsaspekt betonen oder im Wahrnehmungsprozess konstruktivistische und dekonstruktivistische Elemente finden, so kommen wir zu einem Bild, das beide Perspektiven enthält und in dem der Interaktionsprozess zwischen beiden Positionen untersucht werden könnte.

Gehen wir noch darüber hinaus, so könnten wir finden, dass es nicht um Konstruktion oder Dekonstruktion geht, sondern vielleicht um ein Nicht-Anhaften am sinnlichen Wahrnehmungsfluss. Die Systemischen Strukturaufstellungen helfen, an Loyalitäten mit ausgeschlossenen Personen nicht mehr anzuhaften, sondern diese Personen auf andere Weise zu ehren. Die lösungsfokussierte Vorgehensweise löst die problemorientierte Haltung der KlientInnen auf und baut eine neue Einstellung zur Welt auf: die Fokussierung auf Lösungen.

Literatur

- de Shazer, S. (1995): Wege der erfolgreichen Kurztherapie. Stuttgart (Klett-Cotta).
de Shazer, S. (1995a): Der Dreh. Überraschende Wendungen und Lösungen in der Kurztherapie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
Foerster, Heinz von (1985): Entdecken oder Erfinden. Wie läßt sich Verstehen verstehen? In: H. Gumin u. A. Mohler (Hrsg.): Einführung in den Konstruktivismus. München (Oldenbourg).

- Husserl, E. (1950): *Husserliana. Gesammelte Werke, Bd. 2: Die Idee der Phänomenologie. Fünf Vorlesungen.* Dordrecht u. a. (Kluwer).
- Husserl, E. (1950a): *Husserliana. Gesammelte Werke, Bd. 3: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie.* Dordrecht u. a. (Kluwer).
- Husserl, E. (1968): *Logische Untersuchungen, Bd. 2.* Tübingen (Niemeyer).
- Husserl, E. (1992): *Formale und transzendente Logik.* In: *Gesammelte Schriften* 7. Hamburg (Felix Meiner).
- Mayer, V. (1998): *Unveröffentl. Habilitationsvortrag an der Ludwig-Maximilians-Universität München.*
- Molzberger, P. (1993): *Synergetische Zusammenarbeit – ein Schwimmkurs für Führungskräfte (Reihe Edition, Nr. 3):* München (Graphic-Consult).
- Poppe, T. (1990): *Der Löwe in uns allen. Die Tierfabeln als Spiegel der Seele.* Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Satir, V. (1996): *Kommunikation, Selbstwert, Kongruenz. Konzepte und Perspektiven familientherapeutischer Praxis.* Paderborn (Junfermann).
- Singer, L. (Hrsg.) (1999): *Des Rabbis Rat.* Gütersloh (Gütersloher Verlag).
- Sparrer, I. (2001): *Wunder, Lösung und System.* Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Varga von Kibéd, M. und I. Sparrer (2000): *Ganz im Gegenteil. Tetralemmarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen.* Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Watzlawick, P. (1976): *Wie wirklich ist die Wirklichkeit?* München (Piper).
- Wittgenstein, L. (1989): *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung.* In: *Werkausgabe, Bd. 1.* Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Wittgenstein, L. (1989a): *Philosophische Untersuchungen.* In: *Werkausgabe, Bd. 1.* Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Wuchterl, K. (1999): *Methoden der Gegenwartsphilosophie.* Bern/Stuttgart/Wien (Paul Haupt, UTB).

Quelle: Gunthard Weber (Hrsg.) (2001): *Derselbe Wind lässt viele Drachen steigen. Systemische Lösungen im Einklang.* Heidelberg (Carl-Auer).